Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 97. Bromberg, den 23. Juni 1925.

Die Jagd nach der Platinkugel.

Kriminal-Roman von Rudolf Paul.

1. Kapitel.

Die geheimnisvolle Platinkugel.

Im Auditorium Maximum der Universität Leipzig folgte eine dicht gedrängte Zuhörerschar dem Vortrag des Privatdozenten Dr. Wolters über einige neue Funde aus ägyptischen Gräbern. Hinter dem Vortragenden, einem untersetzten, schwarzhaarigen Herrn mit Schnurrbart und Spitzbart, der im Anfang der dreißiger Jahre stehen mochte, hingen Karten und Zeichnungen. Vor ihm standen auf dem einem langen Tisch ähnlichen Katheder seltene Tonfiguren, und in der Hand hielt er eine silberglänzende Metallkugel etwa von der Größe eines Tennisballs.

Dr. Wolters war fast am Schluß seines Vortrages angelangt. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Die erhaltenen Inschriften und die der Mumie beigegebenen Figürchen und Instrumente beweisen, daß es sich hier um einen angesehenen Arzt handelte, der auch in der Familie des Königs praktizierte, des durch die neuerlichen Ausgrabungen des Lord Carnavon berühmt gewordenen Pharao Tutenchamun. Auch alle anderen Forscher, die sich mit den Ihnen erläuterten Funden befaßt haben, sind zu der gleichen Deutung gelangt. Rätselhaft war aber bisher die Bedeutung dieser Metallkugel —“ Hier hob der Vortragende die silberglänzende Kugel ein wenig — „die man zusammen mit einigen Figuren auf einem kleinen Gestell in der Grabkammer fand. Die auffällige Schwere der Kugel gab bereits Anlaß, das Metall, aus dem sie besteht, zu untersuchen. Das überraschende Ergebnis war, daß die Kugel aus Platin hergestellt ist. Man hat dann im allgemeinen angenommen, daß die Kugel wegen ihres edlen Stoffes eine Rolle bei irgendwelchen magischen Heilverfahren gespielt hat und sich hiermit zufrieden gegeben.

Da ich nun über einige physikalisch-chemische Kenntnisse verfüge, hat es mich gereizt, dem Geheimnis dieser Kugel näher zu treten. Eine Untersuchung des spezifischen Gewichtes ergab zunächst, daß die Kugel nicht aus massivem Platin bestehen konnte. Um das Innere der Kugel zu untersuchen, habe ich dann, da ich die Kugel selbst nicht zerstören wollte, die Freundlichkeit des Kollegen Dr. Hildebrandt vom Physikalischen Institut in Anspruch genommen. Wir haben die Kugel mit besonders starken Röntgenstrahlen durchleuchtet und das interessante Ergebnis dieser Durchleuchtung will ich Ihnen jetzt im Lichtbild vorführen.“

Auf einen Wink des Vortragenden setzte ein Diener den Rollverschluß des Oberlichts in Bewegung und schaltete den Projektionsapparat ein. Auf einer vor der Wandtafel herabgelassenen Leinwand erschien das vergrößerte Röntgenbild der Kugel. „Sie sehen hier“, erläuterte Dr. Wolters, indem er auf das Bild hinwies, „zunächst einen nach innen dunkler werdenden Rand, der in Wirklichkeit etwa 6 Millimeter dick ist. Das ist die Platinschale der Kugel. Darauf folgt ein dicker, fast schwarzer Ring. Derart wenig für Röntgenstrahlen durchlässig ist nur Blei. Also dürfte die Platinkugel einen Bleikern enthalten. Genau im Zentrum aber, und das ist das Merkwürdige, befindet sich eine helle Stelle. Eine Durchbohrung des Bleikerns kann dies nicht sein, denn die helle Stelle kehrt bei allen Aufnahmen von verschiedenen Seiten wieder. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß eine Strahlenquelle vorhanden ist, die im Mittelpunkt der Kugel liegt.“

„Nach unserer heutigen Kenntnis käme hierfür nur eine radioaktive Substanz in Frage. Nehmen wir dies an, so ergibt sich sofort eine Lösung des Problems, was die Kugel vorstellt und warum sie bei der Mumie eines Arztes gefunden wurde. Es würde bedeuten, daß, vielleicht durch Zufall, der Besitzer dieser radioaktiven Substanz von ihrer Verwendbarkeit für die Heilkunde Kenntnis erlangt hatte und infolgedessen dieses Heilmittel als einen kostbaren Schatz hütete. Seine Erben haben ihm dann nach der ägyptischen Sitte die Kugel ins Grab mitgegeben, damit ihm auch im Schattenreich sein Handwerkszeug nicht fehle. Vielleicht kannten sie auch die geheimen Kräfte der vermutlich in einer Bleikapsel — wie wir das ja noch heute tun — aufbewahrten Substanz nicht. Daß sie sie für besonders wertvoll hielten, zeigt die kostbare Platinhülle.

Um diese Annahme weiter zu prüfen, müßte man zunächst die Platinkugel öffnen. Um die Genehmigung dazu habe ich bei der Regierung, der die Funde als Teil der staatlichen Sammlungen gehören, nachgesucht, und ich hoffe, schon in einigen Wochen das Ergebnis dieser Untersuchung publizieren zu können.“

Damit schloß Dr. Wolters. Das Tageslicht wurde wieder hergestellt, und nach warmem Beifall verließen die Zuhörer, in Gruppen sich lebhaft unterhaltend, den Saal. Ein Diener packte die Platinkugel und die Tonfiguren in einen bereitstehenden Kasten und folgte damit dem Vortragenden.

2. Kapitel.

Mord oder Selbstmord?

Es war wenige Tage später, an einem ziemlich kalten Februartage, als ein großer, glattrasierter Herr mit goldener Brille, ohne Handschuhe, mit offenstehendem Winterpaletot, sichtlich aufgeregt in die Polizeiwache auf der Merseburger Straße des Leipziger Vorortes Gohlis stürzte. Er fragte nach dem Polizeikommissar und drang, ohne sich melden zu lassen, in das ihm gewiesene Zimmer ein. Ohne das Stirnrunzeln des ob solcher Formlosigkeit chokierten Polizeigewaltigen zu bemerken, stieß er heraus: „Herr Kommissar, es ist ein Mord geschehen. . . . Mein Kollege Dr. Wolters . . .“ Hier mußte er erst Atem schöpfen, und der Kommissar, der seine Verstimmung angesichts solcher Nachricht rasch vergessen hatte, fiel ein: „Der Privatdozent? Fuldastraße 12?“ Der Besucher nickte und fügte, mit sichtlichem Bemühen, sich zu sammeln, hinzu: „Ich fand ihn eben, in seiner Wohnung, tot auf dem Teppich seines Arbeitszimmers. Offenbar erschossen. Ein Revolver liegt nicht weit von ihm am Boden.“ „Sie haben hoffentlich nichts angerührt?“ fragte der Kommissar. „Nein,“ versicherte der Be-

sucher. Der Kommissar trat ins Nebenzimmer und gab halblaut einige Befehle. Dann kam er zurück, griff nach Hut und Mantel und fragte, während er sich anzog: „Wer sind Sie selbst?“ „Privatdozent Dr. Hildebrandt“, war die Antwort. „Sind Sie bereit, mit mir in die Wohnuna des Dr. Wolters zu gehen?“ „Selbstverständlich.“ „Gut,“ bemerkte der Kommissar, „zwei Beamte begleiten uns. Die Mordkommission wird telephonisch benachrichtigt.“

Der kleine Trupp machte sich möglichst unauffällig auf den Weg. Draußen begann es schon zu dämmern. Der Wind blies kalt. In einem kleinen Park, um den die Männer herumgingen, lag noch hoher Schnee vom Vortag. Dr. Hildebrandt, der sich etwas beruhigt hatte, entzündete eine Zigarette, bot dem Kommissar sein Etui und wickelte sich dann fröstelnd in seinen Mantel. Schweigend legten die beiden Herren den kurzen Weg zurück. Die Beamten folgten in einigem Abstand. Unweit von dem Haus wies der Kommissar einen der Beamten an, in der Nähe des Eingangs zu bleiben, niemand in die Wohnung zu lassen und zugleich auf etwaige Spuren der Tat zu achten. Den zweiten Beamten nahm er mit. „Wie gelangen wir in die Wohnung?“ fragte er den Privatdozenten, als sie in die Haustür traten. „Die Korridortür war unverschlossen,“ erwiderte Dr. Hildebrandt, „obwohl kein lebendes Wesen in der Wohnung war.“ Er wollte noch mehr sagen, aber der Kommissar winkte ab: „Später.“

Das Haus, das die drei Herren eben betreten hatten, lag in einer stillen Seitenstraße. Es war ein älteres, dreistöckiges Gebäude mit Gärten dahinter. Auf der einen Seite stieß es an das Nachbarhaus, das Eckhaus der Straße, auf der anderen führte ein schmaler, durch ein niedriges Gittertor nach der Straße zu abgeschlossener Gang an dem seitlichen Hauseingang vorbei nach den rückwärtigen Gärten. Die gegenüberliegende Seite der Straße war durch eine Mauer abgeschlossen, hinter der ein Bahndamm verlief, so daß also die Straße nur von einer Häuserreihe gebildet wurde.

Die Wohnung des Dr. Wolters lag im Parterre, wenige Stufen hoch. Wie Dr. Hildebrandt gesagt hatte, war die Eingangstür nicht verschlossen. Der Kommissar klinkte auf, ließ seine Taschenlampe aufleuchten und hielt die beiden anderen zurück. Dann leuchtete er vorsichtig den Fußboden des Vorsaals ab, ohne aber etwas zu entdecken. Als er damit zu Ende war, sah er Dr. Hildebrandt fragend an, dieser wies stumm auf die zweite Tür links. Der Kommissar öffnete. Einer nach dem anderen traten die Männer ein. Zu sehen war zunächst bei dem durch Stores gedämpften Dämmerlicht fast nichts. Der Strahl der elektrischen Taschenlampe glitt über eine am Boden liegende Gestalt, einen Schreibtisch mit Papieren, Bücherregale. Dann fragte der Kommissar: „Wissen Sie, ob sich hier Licht machen läßt?“ Der Privatdozent bejahte, ging ängstlichen Schrittes nach der Mitte des Zimmers und steckte eine tiefherabhängende Gaslampe mit hängendem Glühlicht an.

Einige Minuten ließen die drei Männer das unheimliche Bild, das das scharfe Gaslicht enthüllte, auf sich wirken. Das Zimmer war nur spärlich möbliert. Rechts an der Wand standen mehrere Bücherregale, am linken der beiden Fenster ein Schreibtisch, senkrecht zum Fenster in die Stube hinein. Der Schreibtischstuhl war zurückgeschoben, in der aufgezogenen Schublade des Schreibtisches waren Papiere und Briefe sichtbar. Neben dem Schreibtisch, schräg nach der Tür zu, durch die die drei eingetreten waren, lag Dr. Wolters auf dem den Boden bedeckenden Teppich. Die Arme hatte er erhoben, der Kopf war etwas seitlich gewandt. Unter dem Körper war eine Lache getrockneten Blutes, und eine Stirnwunde, von der sich ein ebenfalls schon getrockneter Streifen Blutes herabzog, ließ keinen Zweifel über die Herkunft dieses Blutes. In der Mitte des Zimmers, fast genau unter der Lampe, lag eine Selbstladepistole kleinen Formats.

Der Kommissar trat vorsichtig einen Schritt näher und beugte sich nieder. „Es ist kein Zweifel“, sagte er, sich aufrichtend, „daß Dr. Wolters tot ist, schon seit einer ganzen Reihe von Stunden. Wir wollen hier der Mordkommission nicht vorgreifen, aber inzwischen die Wohnung besichtigen. Wissen Sie Bescheid, Herr Dr. Hildebrandt?“

„Fast durchweg“, erwiderte der Gefragte, und fügte hinzu, sichtlich bestrebt, das Mordzimmer wieder zu verlassen, „wir betreten die anderen Räume am besten vom Vorsaal aus“

Die anderen beiden folgten ihm in den Vorsaal zurück, bis zur Eingangstür. Dr. Hildebrandt steckte auch hier eine Gaslampe an, die den Vorsaal erhellte, und erläuterte: „Hier vom Eingang aus läuft parallel zur Straße ein Korridor bis an die Seitenwand des Hauses. Links nach der Straße zu liegen drei Zimmer, die erste Tür hier links führt zum Schlafzimmer des Dr. Wolters, die nächste zu seinem Arbeitszimmer. Daran stößt ein einfenstriges Zimmer, in dem Dr. Wolters Studienobjekte aufbewahrte, auch bisweilen chemische oder physikalische Versuche machte. Auch dieses Zimmer hat eine Tür auf den Korridor, dort hinten links Nach der Rückseite des Hauses zu liegen ebenfalls drei Räume. Hinten rechts, gegenüber dem Kabinett, die Küche. Daran anstoßend die Toilette, und hier vorn rechts das Zimmer der Haushälterin.“

Der Poltzeikommissar machte eine Bewegung. „Wer ist das und wo ist sie?“ fragte er, und klinkte zugleich an der Tür unmittelbar neben ihm. Sie war offen, der Kommissar leuchtete hinein. Das Zimmer, das mit einigen einfachen, aber geschmackvollen, ungerahmten Bildern an der Wand, der sauberen weißen Gardine vor dem Fenster und dem altmodischen, abgenutzten Sofa vor einem ovalen Tisch, einen anheimelnden Eindruck machte, war leer. Das Bett war gemacht. In der Mitte des Zimmers aber stand, gepackt und verschnürt, ein großer Reisekorb. Die drei Männer traten beim Schein der Taschenlampe näher. Der Kommissar beleuchtete Tisch und Waschtisch, öffnete den Schrank und schloß aus seinen Forschungen: „Sie ist abgereist. Auffällig ist, daß sie anscheinend nur Handgepäck mitgenommen hat.“ Er beugte sich zu dem Korb und las die Aufschrift einer daran befestigten Gepäckadresse: „Frau Martha Linder, Ziegenhals in Schlesien.“

„Das dürfte eine Verwandte, vielleicht die Mutter der Haushälterin sein“, meinte Dr. Hildebrandt, „sie ist ein Fräulein Linder.“

Die Fenster waren, wie sich der Kommissar überzeugte, von innen her verriegelt.

Das Nachbarzimmer ergab nichts Bemerkenswertes. In der Küche interessierte sich der Kommissar für eine nach außen führende Tür. Dr. Hildebrandt erläuterte, man komme durch diese Tür auf einen Küchenbalkon. Doch war die Tür verschlossen, der Schlüssel hing daneben an einem Nagel.

In dem gegenüberliegenden Kabinett stand auf einem kleinen Tisch neben dem Fenster ein großer brauner Kasten. Es war derselbe, in dem nach dem Vortrag des Dr. Wolters wenige Tage vorher seine Demonstrationsobjekte verwahrt worden waren. Ein längerer Tisch an der Wand hatte das übliche Aussehen eines Experimentiertisches in chemischen Laboratorien, bedeckt mit Gläsern, Instrumenten und Retorten. Das Bemerkenswerte aber war, daß trotz der Kälte das Fenster offen stand, sodaß in dem Raum eine eisige Temperatur herrschte. Der Kommissar trat zum Fenster und leuchtete hinaus. Dann winkte er dem Beamten und zeigte ihm, daß der Schnee von dem äußeren Fenstergesims abgestreift war und sich an der Hauswand Kratzer zeigten. „Leider ist das Trottoir gefegt,“ sagte der Kommissar, „sonst hätten wir hier eine Fußspur.“ „Aber sollte jemand durchs Fenster steigen, wenn die Tür offen steht?“ fügte er kopfschüttelnd hinzu.

Im Schlafzimmer endlich, in das sich die drei Männer zuletzt begaben, waren Bett und Waschtisch unbenutzt. Also hatte entweder niemand die letzte Nacht dort genächtigt, oder es war noch aufgeräumt worden. Nur ein Paar ungeputzter Schuhe standen vor dem Stuhl. „Dr. Wolters hat Hausschuhe an,“ sagte Dr. Hildebrandt halblaut, mit einem Blick auf die Schuhe, und der Kommissar nickte und meinte: „Danach wäre er am späten Abend bereits ermordet worden, ehe er sich zu Bett begab. Denn wäre das Zimmer heute aufgeräumt worden, so würden die ungeputzten Schuhe nicht hier stehengeblieben sein, wo sie ihr Besitzer gestern ausgezogen hat.“ Das Fenster war, wie der Poltzist feststellte, von innen geschlossen.

An der Eingangstür klopfte es. Der Polizist öffnete, und vier Männer traten ein, es war die Mordkommission, je ein Herr vom Gericht und von der Polizet, einArzt, ein Photograph. Der Polizeikommissar übernahm die Vorstellung. Die Kommission betrat unter Führung des Polizeikommissars das Mordzimmer. Der Photograph stellte seinen Apparat auf und machte zwei Blitzlichtaufnahmen Dann unterzogen die zwei Polizeikommissare das Zimmer einer peinlichen Prüfung, ohne aber außer dem sichtbar daliegenden Revolver etwas Besonderes zu entdecken. Im Magazin der Pistole fehlte eine Patrone, der Lauf war pulvergeschwärzt. „Also das ist vermutlich die Mordwaffe,“ meinte einer der Kommissare, und Dr. Hildebrandt warf ein: „Es ist die eigene Pistole Dr. Wolters.“

„Und mir,“ bemerkte der Arzt, „scheint es zwar wahrscheinlich, aber nicht selbstverständlich, daß Mord vorliegt. Genaues wird erst die Sektion lehren. Aber die Wunde kann sich der Tote auch selbst beigebracht haben.“ Hier hantierte er mit einigen blitzenden kleinen Instrumenten an dem Kopf der Leiche. „Er müßte dann vornüber gestürzt sein und die Pistole aus der Hand haben fallen lassen.“

Der mit der Mordkommission erschienene Kriminalkommissar Gebhardt, dessen vierschrötige Gestalt zusammen mit dem buschigen Schnauzbart ihm das Aussehen eines be-

hädigen Bürgers gegeben haben würde, hätte nicht das klare durchdringende Auge seinem Gesicht einen stark geistigen Ausdruck verliehen, hatte bis dahin in halblautem Gespräch sich von seinen Kollegen informieren lassen. Jetzt übernahm er die Leitung des Ganzen. Er ersuchte den Arzt, seine Untersuchung der Leiche fortzusetzen, bat Dr. Hildebrandt, zusammen mit dem Polizeikommissar noch einmal die Wohnung daraufhin zu mustern, ob das Fehlen irgend eines Gegenstandes festzustellen sei, machte sich selbst an eine Durchsuchung des Schreibtisches und der Kleidung des Toten und bestimmte schließlich, daß in einer kleinen halben Stunde in dem Zimmer der Haushälterin eine Protokollaufnahme über die bisherigen Ergebnisse stattfinden sollte. Schweigend machte sich alles ans Werk.

(Fortsetzung folgt.)

Tom Sawyers Abenteuer.

Von Mark Twain.

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(20. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Joe brummte noch eine Weile vor sich hin, dann stimmte er seinem Gefährten bei, daß sie das noch übrig bleibende Tageslicht benutzen müßten, um zur Flucht alles in Bereitschaft zu setzen. Kurz danach schlüpften sie im tiefsten Dämmerlicht aus dem Hause und schlugen mit ihrer kostbaren Last die Richtung nach dem Flusse ein.

Tom und Huck erhoben sich, noch ganz zitternd, aber wie erlöst, und starrten den Männern durch die Spalten nach, die sich in den Wänden des Hauses befanden. Ihnen folgen? Das fiel ihnen nicht ein. Sie waren zufrieden, ohne gebrochenen Hals den sicheren Boden wieder zu erreichen, und wandten sich ohne Zögern dem über den Hügel nach der Stadt führenden Pfade zu. Sie redeten nicht viel zusammen, waren zu beschäftigt damit, sich selber gründlich Vorwürfe zu machen über die bodenlose Dummheit, Hacke und Spaten mit dorthin zu nehmen und liegen zu lassen. Ohne das hätte der Indianer-Joe niemals Verdacht gefaßt. Er hätte gewiß das Silber bei dem Golde verscharrt, bis er seine „Rachepläne" ausgeführt gehabt, und dann wäre ihm die überraschende Entdeckung geworden, daß beides verschwunden: Silber wie Gold! Schweres, bittres Verhängnis, daß sie die Werkzeuge mit dahin schleppen mußten! Sie beschlossen, diesem Spanier gut aufzupassen, wenn er sich, um eine Gelegenheit für seinen Racheakt auszukundschaften, wieder in der Stadt sehen ließe, und ihm dann nach „Nummer 2" zu folgen, wo es auch sein möge. Plötzlich überkam Tom ein entsetzensvoller Gedanke:

„Rache? Wenn er nun uns damit meint, Huck!"

„Red' nicht so!" bat dieser, der bei der bloßen Idee vor Schreck beinahe umfiel.

Dann besprachen sie den Gedanken hin und her, und als sie daheim anlangten, waren sie übereingekommen, daß er vielleicht sonst irgend jemand im Auge haben, oder wenigstens doch nur Tom meinen könne, da ja Tom allein gegen ihn gezeugt hatte.

Ein schwacher, sehr schwacher Trost war es für Tom, allein in Gefahr zu sein. Einen Kameraden auch hierin zu besitzen, würde die Sache wesentlich erleichtert haben, so dachte er bei sich in seiner Unschuld; Huck aber schien anderer Meinung zu sein.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen beim Erwachen erschienen Tom die Erlebnisse des verflossenen Tages wie ein böser, schwerer Traum. Er grübelte und sann, und je mehr er nachdachte und überlegte, desto mehr kam es ihm vor, daß er geträumt habe. So viel Geld auf einmal beisammen zu sehen, konnte ja gar nicht Wirklichkeit sein. In seinem bisherigen Leben hatte er nie mehr als fünfzig Dollars auf einem Brett vor sich gesehen. Tausende von Dollars aber auf einem Haufen, das überstieg seine ausschweifendsten Vorstellungen, selbst von verborgenen Schätzen.

Noch ganz benommen von seinen Hirngespinsten kleidete er sich an, schlang wie geistesabwesend sein Frühstück hinunter und machte sich alsbald auf, Huck zu suchen und sich von ihm die Bestätigung zu holen, daß alles nur Traum und Schaum gewesen. Er fand diesen am Ufer des Flusses in einem Nachen, mit den Beinen über den Bootrand baumelnd und mürrisch vor sich hin starrend.

„Morr'n, Huck."

„Morr'n, Tom. Verdammtes Pech, das, mit der Hacke und Schaufel!"

„Also war's doch kein Traum, sondern greifbare, wirkliche Wirklichkeit! Tom erzählte Huck von seinen Gedanken diesen Morgen.

„Schöner Traum!" brummte der als Antwort, „hätt' was Niedliches werden können, wenn die Stiege nicht zusammengekracht wär'. Mir hat's auch die ganze Nacht geträumt, aber nur von dem Teufel von Spanier und von seiner „Nummer Zwei"."

In bezug auf diese rätselhafte Nummer ergingen sich die Jungen in allerhand Vermutungen. Schließlich kamen sie überein, es solle wohl die Nummer des Zimmers in irgend einer Herberge bedeuten, und Tom machte sich auf den Weg, es auszukundschaften.

Nach einer halben Stunde kam er zu Huck zurück und erzählte diesem, daß von den beiden Wirtshäusern der Stadt wohl nur eins in Frage kommen könne, denn in Nummer Zwei der einen wohne schon seit langem ein allgemein bekannter und geachteter junger Mann. Nummer Zwei des andern Wirtshauses dagegen sei selbst dem Sohn des Hauses ein Geheimnis. Der sage, es werde immer geschlossen gehalten und nur bei Nacht höre er zuweilen Geräusch und sehe Licht darin. Er habe immer gedacht, es müsse dort spuken.

„Das hab' ich entdeckt, Huck," schloß Tom ganz erregt seinen Bericht. „Das ist so gewiß die Nummer Zwei, die wir suchen, so gewiß, wie ich hier vor dir steh'!"

„Wird wohl so sein, Tom. Was sollen wir aber tun?"

„Laß mich 'n bissel nachdenken."

Und Tom dachte eine lange Weile nach, dann sagte er:

„Paß 'mal auf. Siehst du, die Hintertür von der Nummer Zwei führt in den kleinen, engen Gang zwischen dem Wirtshaus und der alten Mausefalle von Ziegelbrennerei. Du kaperst nun alle Türschlüssel, die du irgend erwischen kannst, und ich nehm' meiner Tante ihre, und in der ersten dunklen Nacht schleichen wir hin und probieren, ob einer paßt. Daß du dich fein nach dem Spanier umsiehst! Der sagt ja, er wolle kommen und herumschnüffeln wegen seiner Rache. Und wenn du ihn entdeckst, dann folgst du ihm und siehst, ob er nach meiner Nummer Zwei geht, wenn nicht, ist's natürlich Essig! Also, heut' Abend! Bring' nur brav Schlüssel mit!"

Am Abend waren Huck und Tom bereit zu ihrem Abenteuer. Sie trieben sich in der Nachbarschaft der Herberge herum, konnten aber nirgends etwas Verdächtiges erspähen. Um ungesehen das Experiment mit den Schlüsseln vornehmen zu können, war die Nacht viel zu hell, und so zog sich denn Tom bald nach zehn Uhr zurück, heimwärts, dem warmen Neste zu, während Huck, der etwas länger aushielt, gegen zwölf in einem leeren Zuckerfaß für die Nacht unterkroch.

Dienstag Nacht verfolgte die Jungen derselbe Unstern, ebenso Mittwoch. Donnerstag endlich standen dicke Wolken am Himmel und versprachen eine schöne, dunkle Nacht. Beizeiten stellte sich Tom ein, bewaffnet mit der alten Blechlaterne seiner Tante und einem großen Handtuch, um dieselbe zu verhüllen. Er barg die Laterne in Hucks Zuckerfaß, und die Wacht begann. Eine Stunde vor Mitternacht wurde die Herberge geschlossen und ihre Lichter, die einzigen in der Nachbarschaft, ausgelöscht. Kein Spanier war gesehen worden. Niemand hatte den schmalen Gang auf der Rückseite des Hauses betreten oder verlassen. Alles schien dem Unternehmen günstig. Die schwärzeste Finsternis herrschte, und die Totenstille ringsum wurde nur hie und da durch fernes Donnerrollen unterbrochen.

Tom lief nach seiner Laterne, zündete sie an, hüllte sie fest in das Handtuch und die beiden Abenteurer tasteten sich durch die Finsternis nach dem Wirtshaus hin. Huck stand Schildwache und Tom schlich sich in den dunklen Gang hinein. Nun kam eine Pause unerträglich heimlichen, angstvollen Wartens, die auf Hucks Gemüt lastete, gleich einem erdrückenden Berge. Er begann sich heiß nach einem wieder auftauchenden Strahl der Laterne zu sehnen, der ihm zeigte, daß Tom noch am Leben sei.

Stunden schienen verflossen, seit Tom verschwunden war. Gewiß hatte er irgendwo das Bewußtsein verloren, war am Ende gar tot, vielleicht war ihm das Herz gebrochen vor Schreck und Aufregung. In seiner Angst rückte Huck dem Gäßchen näher und näher, den Kopf voll schrecklicher Befürchtungen und jeden Augenblick auf eine Katastrophe gefaßt, die ihm den Atem vollends benehmen würde. Viel Atem zum Wegnehmen blieb nicht übrig; er war kaum noch imstande, denselben fingerhutvollweise einzuziehen; und sein Herz mußte bei dem Tempo, in dem es schlug, baldigst ganz den Dienst versagen. Plötzlich blitzte ein Lichtstrahl auf, und Tom schoß keuchend an ihm vorüber.

„Fort," schrie er, „fort, wenn dir dein Leben lieb ist."

Ein Wiederholen der Warnung war unnötig, einmal genügte. Huck rannte mit Riesenschritten davon, als ob es hinter ihm brenne, Tom hinterdrein. So stürzten die Jun-

gen unaufhaltsam davon, bis sie den Schuppen eines alten, unbenutzten Schlachthauses erreichten, am unteren Ende des Ortes. Gerade als sie unter dies Obdach geschlüpft waren, brach das Gewitter los und der Regen strömte nieder. Nachdem Tom zu Atem gekommen war, stöhnte er:

„Ach, Huck, 's war gräßlich. Ich probierte erst zwei von den Schlüsseln, so leise ich konnte, die machten aber 'n solchen Lärm, daß mir übel und weh wurde vor Angst. Ich konnte sie auch gar nicht im Schloß umdrehen. Dann, ohne selber zu wissen, was ich tu', faß'ich nach der Klinke, drücke und — auf springt die Tür. Sie war gar nicht verschlossen gewesen! Ich hinein, werf' das Tuch von der Laterne und — Heiliger Gott!"

„Was — was war's, Tom?"

„Huck! Ich trat fast auf 'ne Hand, und wie ich näher hin seh', ist's dem Indianer-Joe seine."

„Puh!" stöhnte Huck wortlos.

„Weiß Gott! Da lag er am Boden und schlief ganz fest, mit dem alten Pflaster über dem einen Aug' und weit ausgestreckten Armen."

„Um alles in der Welt, sprich, — was hast du denn da gemacht? Ist er aufgewacht?"

„Nee, der rührt sich nicht. Er muß betrunken gewesen sein. Ich greif' nur flink nach meinem Tuch und stürz' davon."

„Ich hätt' nicht mehr an das Tuch gedacht, das wett ich."

„Na, aber ich! Tante Polly hätt' mir 'nen feinen Tanz aufgespielt, wenn ich's verloren hätt'!"

„Hör' du, Tom, hast du die Kiste gesehen?"

„Huck, nach der hab' ich mich gar nicht umgeschaut. Hab' keine Kiste und hab' auch kein Kreuz gesehen. Nichts hab' ich gesehen, als 'ne Flasche und 'nen Zinnbecher am Boden neben dem Indianer-Joe. Ja, zwei Fäßchen und viele Flaschen hab' ich noch außerdem im Zimmer gesehen. Weißt du jetzt, was in dem Zimmer spukt?"

„Wieso?"

„Dickkopf! Schnaps spukt drin, Schnaps! Und der Wirt dort gehört zum Mäßigkeitsverein. Ob wohl alle die Mäßigkeitsvereinler so 'n Spukzimmer haben? he, Huck?"

„Wird wohl so sein! Wer hätt' aber so was gedacht? Sag' mal, du, Tom, wär' denn das nicht jetzt grad' die richt'ge Zeit, um die Kiste auszuführen? Wenn der Indianer-Joe doch betrunken ist."

„Ei, so versuch's doch!"

Huck schauderte.

„Nee, lieber nicht!"

„Ich auch lieber nicht, Huck. Nur eine Flasche leer neben dem Kerl, das ist nicht genug. Ja, wenn's drei gewesen wären, dann ließe sich weiter drüber reden!"

Eine lange Pause des Nachdenkens folgte. Dann sagte Tom:

„Paß' mal auf, Huck. Ich mein', wir sollten das Ding gar nicht mehr probieren, bis wir sicher wissen, daß der Joe nicht drin ist. 's ist zu gruselig! Wir passen jede Nacht auf, und einmal muß er doch 'raus aus seinem Loch, dann wollen wir die Kiste schon kriegen, schneller als der Blitz."

„Mir recht. Ich will jede Nacht wachen, die ganze Nacht durch, wenn du nur den Rest besorgen willst."

„Gut, wollen's so machen. Du brauchst dann nur zu kommen und vor unserem Haus zu miauen, und wenn ich schlaf', wirfst du mir 'ne Hand voll Kies ans Fenster, das wird mich schon wach kriegen!"

„Topp, 's gilt!"

„Jetzt ist's da draußen auch besser geworden, Huck, der Sturm hat aufgehört und ich muß heim. 's muß schon bald Morgen sein. Du gehst noch 'mal hin und wachst, willst du?"

„Ich hab's gesagt, Tom, daß ich's tu', und ich tu's auch! Und wenn's 'n Jahr lang dauert, ich spuk' jede Nacht in dem Gäßchen dort herum. Bei Tag schlaf' ich und bei Nacht wach' ich."

„Schön. Aber wo wirst du schlafen?"

„Auf Ben Rogers Heuboden. Der hat nichts dagegen und Onkel Jakob, — weißt du, der alte Nigger, der im Hause ist — auch nicht. Dem hab' ich schon oft 's Wasser geschleppt, und er gibt mir manchmal 'was zu essen, wenn er selber 'was hat. 's ist 'n guter Nigger, Tom. Der hat mich gern, weil ich nie tu', als ob ich 'was Besseres wär'. Manchmal hab' ich mich, weiß Gott, schon hingesetzt und mit ihm gegessen. Das brauchst du aber niemand zu sagen, Tom. Wenn einer so gräßlich hungrig ist, tut er manches, was er sonst für gewöhnlich nicht tät'!"*)

„Na, also Huck, wenn ich dich bei Tag nicht brauch', laß ich dich schlafen und stör' dich nicht weiter. Und wenn in der Nacht 'was los ist, springst du zu mir 'rüber und miaust."

*) Unsere Geschichte spielt in der Zeit vor Aufhebung der Sklaverei.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **Vom Buchdrucker zum Doktor der Medizin.** Dieser Tage bestand an der Universität Kiel der frühere Buchdruckergehilfe und gegenwärtige Student der Medizin, Alexander Tomczak, der Sohn eines Händlers in Flensburg, das Examen zum Cand. med. Tomczak hat sämtliche zu dem Examen notwendigen Kenntnisse größtenteils durch Selbststudium erworben und die üblichen allgemeinen sowie medizinischen Vorprüfungen in weniger als den sonst dazu üblichen Studiensemestern abgelegt.

*

* **Ein gefährliches kleines Abenteuer.** Im Leininger Wildpark bei Ebersbach in Baden wechselte eine Rotte Bachen mit ihren Frischlingen über einen Weg. Ein junges Mädchen, das mit ihrem Bräutigam im Park lustwandelte, stieß mit der Spitze ihres Sonnenschirms nach einem Frischling, der darauf stark zu klagen begann. Alsbald stürmte des Frischlings Mutter, eine mächtige Bache, heran und nahm mit gewaltigem Schnaufen das Pärchen an, das sich im letzten Augenblick auf einen Holzstoß flüchten konnte. Nun bearbeitete die Sau fast eine Stunde lang wütend den Holzhaufen. Endlich erschien ein Förster, der das eingeschüchterte Pärchen von seinem luftigen Sitz herunterholte.

*

* **Begründete Furcht.** Der amerikanische Botschafter in Buenos Aires mußte von seinem Amt zurücktreten, weil seine Frau sich weigerte, mit ihm Seereisen zu unternehmen, da sie bisher stets vom Unglück verfolgt wurde. Sie war eine der Überlebenden der „Lusitania", dann fuhr sie auf einem Dampfer, auf dem der Kessel explodierte, wobei fünf Mann der Besatzung den Tod fanden, dann wurde ihr Schiff von einem Eisberg eingeschlossen, dann strandete wieder ein Dampfer, auf dem sie sich befand, in einem norwegischen Fjord, ein anderes mal wurde das Schiff vom Feuer zerstört und zuletzt ist ihr Dampfer durch Verlust des Steuers führerlos im Meer herumgetrieben worden.

*

* **Ausnutzung der Meeresbrandung?** Die an das Ufer schlagenden Meereswellen vollbringen eine Riesenkraftleistung. Es liegt der Gedanke nahe, sie in das Joch der Arbeit zu spannen und zur Dienstleistung zwecks Erzeugung elektrischer Energie zu zwingen. Eine Reihe englischer Gelehrter haben sich zusammengetan, um dem Projekt die Wege zu ebnen. Man hofft durch den Wellenschlag an der europäischen Ostküste, der durch eine Staumauer aufgefangen werden soll, mit Leichtigkeit soviel Kraft zu erzeugen, daß sie für ganz Europa auslangt. Bereits vor dem Kriege ist übrigens an dem Plan gearbeitet worden. Die Arbeiten wurden durch den Krieg unterbrochen, sind aber neuerdings wieder aufgenommen worden.

*

* **Die Wodanseiche ist nicht mehr!** Eine der ältesten Eichen Deutschlands, die sagenumwobene Wodanseiche, die in dem Gutsbezirk Bertingloh bei Iserlohn stand, hat vor kurzem gefällt werden müssen, weil sie vollständig morsch geworden war. Sie stand an einer Stätte, die ehemals als Kultstätte Wodans weithin berühmt war und an der auch nach Einführung des Christentums oft geopfert wurde. Unter Kaiser Barbarossa wurde der Platz um die Wodanseiche als Sammelplatz für die westdeutsche Ritterschaft bestimmt, die an dem Kreuzzug teilnehmen wollte. Der Reststumpf der Eiche soll in einem Museum Platz finden.

Lustige Rundschau

* **Die absolute Monarchie.** „Papa", sagte ein kleiner Knabe, „was ist eine absolute Monarchie?" — „Das kann ich dir jetzt noch nicht verständlich machen, mein Kind. Warte, bis du verheiratet bist, dann weißt du es."

* **Kleines Mißverständnis.** Ein Londoner Photograph erzählt folgendes als Tatsache: Einst kam eine Frau zu ihm und fragte, ob er der Photograph sei. „Jawohl." „Nehmen Sie auch Kinder auf?" „Ja, gewiß." „Wieviel kostet's?" „Einen Schilling, sechs das Dutzend." „Na, da muß ich ein andermal wiederkommen", sagte die Frau traurig, „ich hab erst elf."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.